

Ein Mann ohne Ehre [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 19

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643411>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Mann ohne EHRE

Roman
von
Lisa Wenger

15. FORTSETZUNG

Er fuhr erschrocken auf. Es musste eingeschlagen haben, so furchtbar war der Krach gewesen. Er zitterte bei jeder Gelegenheit seit seiner Gefangenschaft.

Es war so dunkel geworden, dass es unheimlich war, und der Mann am Fenster ging im Kreise herum wie ein gefangener Schakal.

Er setzte sich und stand wieder auf, und frönte seiner alten Rastlosigkeit.

Endlich legte sich das Gewitter, das heisst es zog vorüber, und Ruscht nahm den Platz am Fenster wieder ein. Seine Gedanken waren nicht heller geworden. Er kam auf die Gefängniszeit zurück. An die Marter der ersten Wochen, Monate, wagte er nicht zu denken. Weder an die entsetzliche innere Einsamkeit, noch an die ungeheure Erniedrigung, unter Verbrechern, Mördern und Dieben zu sitzen. Und sich zu sagen, dass er dazu gehöre.

Zu ihnen, deren Art und Denken, Gefühle, Wünsche, Ausdrucksweise er nicht teilte. Zu wissen, dass er nun einer der ihnen sei, nicht besser, nicht um ein Haar besser. Schlecht.

Der Schweiss brach ihm aus. Ihn ekelte vor sich selbst, und das heftige Kopfweh überfiel ihn, wie jedesmal, wenn er sich aufregte. Er meinte dann, den Zuchthausdunst zu riechen. Er meinte, die Stimme des Wächters zu hören. Er dachte an das furchtbare Schweigeverbot. Ihm wurde übel.

Gebunden, gefesselt, gefangen wie ein Tier, so hatte man sich gefühlt. Ein Tier im Käfig. Drei Schritte hin, drei Schritte her. Gott im Himmel! Und nun? Was war aus ihm geworden? Da sass er. Abgestorben vor der Zeit. Er, der sich ein König gedünkt hatte, ein Herrscher in seinem Kreis, der Mittelpunkt, wie das eigene Ich für den Menschen der Mittelpunkt ist. Gezeichnet, geächtet, sich selbst zum Ueberdruß, das war Othmar Ruscht.

Er schlief schlecht und träumte viel. Oft fuhr er plötzlich in die Höhe, und in der Finsternis glaubte er sich einen Augenblick noch immer im Gefängnis. Grauen packte ihn dann. Wo bin ich? Im Zuchthaus? Wo?

Gott sei Dank, nein. Das war vorbei. Und lebte er auch in einer armseligen Gasse, vier Treppen hoch, zwischen kleinem Volk, oft von Ungeziefer geplagt: Er war frei.

War der Schreck des Erwachens vorüber, und hatte er sich beruhigt zurückgelegt in seine Kissen, stiegen die Gestalten der Vergangenheit, die ihm vertraut gewesen, vor ihm auf. Jede, die ihm während seiner Gefangenschaft Liebes erwiesen.

Nini, Nini Möller, seine Frau. War sie je seine Frau gewesen? Sie hatte ihn besucht, mehrere Male. Sie hatte ihm mancherlei er-

zählt. Das erste Mal hatte sie geweint und sich nicht trösten lassen. Wo hätte er auch Trost für sie hernehmen sollen? Das zweite Mal hatte sie ihm Vorwürfe gemacht. Und das dritte Mal hatte sie ihm mitgeteilt, dass sie mit ihren Söhnen zu ihrer Mutter ziehen werde, nach Magdeburg. Mutter habe eine kleine Erbschaft gemacht, ihre Schwester sei gestorben. Auch ein Haus habe sie. Natürlich keins, wie «Me lo fumo» eines gewesen. Aber ein schuldenfreies. Nini hatte auch gefragt, ob er seine Söhne immer noch nicht sehen wolle?

Nicht wolle, dürfe, hatte Ruscht ihr damals geantwortet. Er möchte sie unendlich gerne sehen, erklärte er, aber sie sollten ihn nicht an dem Orte, wo er sich befand, besuchen, und ihn nicht in den Kleidern, die er tragen müsse, sehen. Wenn sie auch liebevoll seiner gedachten — die Wirklichkeit sei stärker, vernichtend. Und er wolle ihre Liebe nicht verlieren.

Nun denn, hatte Nini Möller gesagt, also, lebe wohl Othmar, lass es dir... sie hatte sagen wollen: wohl gehen. Aber es war ihr noch im letzten Augenblick eingefallen, dass das nicht das richtige Wort sei. So korrigierte sie sich.

«Othmar, ich habe dich sehr geliebt», sagte sie.

Als sie gegangen war, Ruscht erinnerte sich genau seines damaligen Gedankenganges, sagte er sich, wie es sich mit dem Worte «Liebe» so sonderbar verhalte: Ein Diamant, wenn der eine es ausspricht. Ein wertloser Kiesel im Munde des andern. Nini Möller? Ich bin ihr Schuldiger, sagte sich Ruscht. Sie gehört mit zu denen, die des Nachts um mein Bett stehen dürfen, um mich mit Nesseln zu peitschen.

Er ächzte und zündete eine Kerze an und stand, vom Herzklopfen geplagt, auf, holte sich aus der vom Alter getrübbten Karaffe Wasser, und schenkte sich ein.

In das Bett zurückgekehrt, drehte und wendete er sich und löschte bald das Licht. Die Kerze durfte nicht länger brennen als nötig war.

Seine Gedanken gingen die einmal eingeschlagene Bahn weiter. Er dachte an die seinem Herzen Nahestehenden. An Frau Susanna. Ihr Bild, wie das seiner Buben, und das ihm heimlich von Jean-Jacques geschenkte von Beatrix, standen auf der dunkelbraun gewordenen Kommode mit den vielen Wurmlochern.

Ja, Frau Susanna, die, während er gefangen sass, liebevoll-nachichtig an ihn gedacht und seine Schande vergessen hatte. Mit dankbarer Demut gedachte er der Frau, die ihm

die grosse Summe von zweitausend Franken vermacht hatte. Die ihm einen Gegenstand aus ihrem Zimmer als Andenken gönnte — etwas was ihm lieb gewesen sei — und die alte Uhr vorgeschlagen hatte, die mit dem purpurroten Zifferblatt und dem tiefen, milden, dunklen Klang. Ruscht betrachtete sie bei jedem ihrer Schläge mit zärtlichen Augen.

Darunter stand Bés Bild. Es durfte nicht oft dort stehen. Teils weil es der Sonne ausgesetzt war — ach Gott, das Strälchen, was konnte das dem Bild schaden? — teils, weil Othmar Ruscht es nicht ertrug, das Gesicht zu sehen, das er so sehr geliebt hatte. Und das er, als er es damals in der schwersten Stunde seines Lebens wiedergesehen, liebte, wie man jemand liebt, in den man alles hineinlegt, was man ersehnt und verehrt, und woran man glaubt.

Es war ein Heiligenbild für ihn geworden, weil er etwas haben musste, an das er mit verehrender Liebe denken durfte.

Es gibt keine Heiligen, deren Strahlenkranz sie nicht jenen verdanken, die sie anbeten. So war auch Beatrix' Heiligenschein nur ihm allein sichtbar.

Und eines Tages hatte Gott ein Einsehen. Körperlich recht elend, recht heruntergekommen, schlecht genährt, stand Ruscht spät auf, wenn er keine Stunde zu geben hatte. In Pantoffeln und im Nachthemd schlich er sich in die Küche und kochte sich Milch, nahm ein Stück Brot und kroch wieder in sein Bett.

Er las nicht. Er hatte ein Heft neben sich, in dem er Fehler mit roter Tinte anstrich. Da klopfte es. Er rief nicht herein.

«Vater», rief eine Stimme. Rolands Stimme?

«Roland!» schrie Ruscht, und das Herz stand ihm beinahe still. Roland stürzte herein, küsste und umarmte ihn. In grosser Verlegenheit und herzlicher Treue stand er an seines Vaters Bett, erschrak wohl ob seines Aussehens, lachte ihn aber aus, dass er um elf Uhr noch in den Federn liege.

«Wozu soll ich aufstehen?» fragte Othmar. Das ergriff den jungen Menschen auf tiefste.


Wirklichkeit, Wirklichkeit, wie stark bist du!

Er hatte ja alles gewusst vom Vater. Nun er es sah, packte es ihn, und er streichelte die fahlen Haare und nahm die welke Hand, und es würgte ihn im Hals. Eine kurze Weile schwiegen sie beide. Roland half sich mit Geschäftigkeit.

«So, und jetzt helfe ich dir.» Er sammelte die Schuhe auf. Er suchte eine Bürste, um des Vaters Kleider vom Staub zu reinigen, fand aber keine und schalt. Er sprang umher und suchte zusammen, was nötig war und fragte zum Schluss, ob der Vater etwas zu essen habe, und ob er kochen dürfe. Er sei hungrig. Viel war nicht da, und Roland lief hinunter in die Strasse und holte sich allerlei.

Als er wiederkam und den Tisch zu decken begann und nach einem Tischtuch fragte, sah ihn Ruscht erstaunt an. Er wollte sagen, was sich denn der Junge denke?

Aber da überkam ihn die Freude, ihn zu sehen, und er gedachte der langen Zeit, in der er ihn nicht gesehen hatte und des ganzen Elendes seiner Gefangenschaft und jetzigen Lage.



Glaube an den Frühling

**Seht, wie sich der trübe Himmel lichtet,
Wie aus Wolkenfenstern Sonne bricht!
Fahnen Rauches sind nach Ost gerichtet,
Tauwind weht, und unser Sehnen spricht:**

**Haben wir nicht dieses Tag's gewartet,
Und mit Fleiss nach Zeichen ausgeschaut?
Ach - der Winter hat uns tief entartet
Denn was fließen sollte, blieb gestaut.**

**Aber jetzt wird uns das Licht erlösen,
Und die Wärmewelle liegt bereit;
Tauen, Freunde, tauen, auf sich lösen -
Ist nicht dies allein schon Seligkeit?**

HERMANN HILTBRUNNER

Emmentaler
Bauernhof
bei Lützelflüh

er hatte das Nötige geholt — vor der Türe, und nicht, ohne sich nachher die Hände zu wischen — und stellte eine Flasche Bier, die er mitgebracht hatte, neben Ruschts Teller.

«Roland, Roland, ist es wahr?» Es war beinahe zu viel für den Mann, der im Zucht-haus gesessen. Sein ganzes Inneres war ein schmerzendes Lob- und Danklied, ein Jubel-geschrei, ein demütiges Geniessen.

Er war so furchtbar lang allein gewesen.

Die Suppe stand dampfend auf dem Tisch, und, ihrem lockenden Duft folgend, sass Roland vor seinem Teller und wartete auf den Vater, der sich mit wenig Hunger setzte und sich freute, den Sohn so tapfer einhauen zu sehen. Ihm hatten freudige Erregung und Erlösung aus seiner Einsamkeit den Appetit genommen.

«Iss, Vater, iss! Du musst mir nun erzählen, wie es dir ergangen ist. Die Mutter hat immer nur gesagt: Natürlich hat es der Vater schwer. Und die Grossmutter meinte, du werdest uns später selber berichten, was du berichtet haben wolltest. Also, bitte. Oder tut es dir weh, noch einmal alles durchzukauen?»

«Ach, Roland, was soll ich... aber vielleicht hilft es mir, die ganzen Jahre los zu werden und sie zu vergessen. Du kannst dir denken, dass die ersten Jahre hier in der Stadt furchtbar gewesen sind. Nicht wie im Zucht-haus furchtbar, aber es war, als ob ein Schiffbrüchiger auf dem Wasser seine Hand

Und er brach in ein Weinen und Schluchzen aus, und es wurde ein Jammergeheul, dem Roland nicht gewachsen war und mit Schrecken merkte, was der Vater durchgemacht haben musste. Er streichelte über seine tränennassen Hände, er streichelte ihm die dünnen Haare, er schmeichelte und tröstete und versprach und überschüttete den armen Mann mit seiner kindlichen Art und Liebe.

«Dass du da bist, Roland, dass du gekommen bist», sagte Ruscht erschüttert.

«Ich habe es dir ja damals gesagt, Vater», rief Roland erstaunt. «Längst hatte ich den Plan fix und fertig, später zu dir zu kommen.»

«Aber warum hast du mir nie davon geschrieben? Denke doch, was es für mich gewesen wäre, mit einer solchen Hoffnung zu leben?»

«Grossmutter meinte, es könne noch etwas dazwischen kommen, und dann wäre das viel schlimmer für dich, als wenn du gar nichts gewusst hättest.»

«Freilich. Aber nur zu wissen, dass du so an mich dachtest...» Wieder weinte er. Ihm fehlte jede Kraft.

«So», sagte Roland, «nun mache ich das Essen bereit. Und dann erzähle ich dir, und du wirst staunen. Ach, das ist ja die Frau Seiler? Schreibt sie dir?» Er nahm Beatrix' Bild auf und betrachtete es.

«Ja. Lass es nicht fallen. Gib acht», sagte Othmar Ruscht ängstlich.

«So, sie schrieb dir, das ist nett von ihr.» Darauf sprang Roland umher und war einmal drinnen und einmal in der Küche und kochte und schnitt Brot und gab Herkules frisches Wasser und putzte dem Vater die Schuhe,

ausstreckte und keiner ihm helfe. Ich habe lange Monate keine Arbeit gehabt. Und wenn ich auch zu essen hatte, sass ich allein in der Stube, morgens, mittags und abends.

Dann habe ich einen Schüler gefunden, einen armen Studenten von nebenan. Der wollte für sehr wenig Geld auf das Examen vorbereitet werden. Es kam wieder einer, wollte lernen, aber konnte nicht zahlen. Dann war das wegen meiner Adresse. Gab ich sie, so zuckten die Leute die Schultern.

In der Gasse gedeihen keine Griechischlehrer. In dies Quartier schickt man keine Kinder als Schüler. In ein Haus, wie das hier, kommen keine Zahlenden. Und gab ich die Adresse nicht, wurden die Leute misstrauisch. Kurz, ohne das Vermächtnis der Frau Susanna wäre ich wohl langsam verhungert.

Mit dem Schreiben wollte es nicht gehen. Die zarten Schifflein brauchen schönes Wetter, sollen die Fähnchen flattern. Meine Wellen sind zahm geworden, schlagen nur noch zerfliessend an die Ufer. Was ich schrieb, machte keinen Eindruck mehr.

Mich hat nichts mehr gefreut, nichts mehr gestört — von aussen, meine ich — und ich habe mir nichts mehr gewünscht. Wenn Briefe von euch gekommen sind, hat mein Herz gezuckt, aber es hat nicht gejubelt. Es hat geschwiegen. Es hat sich eine Kruste darum gebildet.»

Roland sah seinen Vater an, wie er so zerfallen aussah. So weit weg von dem bisschen Freude, das ein Mensch zum Leben braucht. Er nahm sich viel vor zu seines Vaters Gunsten. Das Leben ohne Maske begann ihm die Augen zu öffnen.

«Und jetzt du, Roland, jetzt ist an dir die Reihe. Ich habe auch darben müssen, was die Nachrichten über euch betraf. Ich hätte immer mehr wissen wollen, und dann hätte es mir wieder zu weh getan. So fragte ich nicht mehr. Und höre, bleibst du eigentlich bei mir oder bist du auf Logierbesuch?» In der Frage lag die Angst vor der Antwort.

«Ich bleibe, Vater, natürlich bleibe ich. Alles ist schon geordnet. Morgen kommt mein ganzes Bettzeug, meine Kleider, meine Wäsche. Ich werde nachts auf der Erde schlafen, und tagsüber legen wir meine Matratze auf die deine, samt dem Kissenzeug. Es wird ganz gut gehen.»

Ruscht atmete auf.

«Was macht Walter?» fragte er. Roland erzählte nun von Walters Fortschritten, von der Mutter und von der Grossmutter. Da machte er halt.

«Jetzt kommt sie», sagte er. «Die Ueber raschung!»

Ruschts Herz klopfte. Was konnte kommen? Gutes kam ja nicht. Was meinte er?

«Weisst du, Vater, die Grossmutter kennt — also die Grossmutter hat mir geholfen. Sie ist eine liebe Frau. Sie kennt viele Leute. Sie hatte einen Laden. Sie kannte einen Herrn, einen Verwandten, er heisst auch Möller (o weh, dachte Ruscht) und der war eigentlich Schreiner. Er ist aber Kaufmann geworden und ist nun Besitzer einer grossen, ganz berühmten Schreinerei. Da arbeiten sie nicht mit Maschinen, sondern machen alles von Hand.»

«Wieso von Hand? Brauchen sie Hobel und Bohrer nicht mehr?»

«Doch, natürlich. Es wird gehobelt und

poliert und alles das, aber jeder einzelne Teil des Möbelstückes wird sorgfältig bearbeitet und nicht von den Maschinen dutzend- oder grosweise hergestellt. Die Teile werden ineinander gefügt, nicht mit Nägeln zusammengeschlagen. Alles wird so gut fertig gemacht, dass du zum Beispiel eine Schublade herausziehen kannst, ohne dass sie stockt und knackt und links und rechts nicht mehr vorwärts kommt. Wie auf Schienen geht bei uns alles, ohne Aechzen. Und nun vergleiche einmal die Dutzendware mit so einem Stück! Was das für eine Wirtschaft ist! Beine werden locker, Schubladen quillen auf, Schränke schliessen nicht mehr, eine Schande ist es. Dass die Leute sich das gefallen liessen! Kein Vergleich, jenes Gelumpe und unsere Arbeit.»

«Gut», sagte Ruscht. «Sehr gut. Also von Hand?» Er hörte eifrig und andächtig zu.

Roland fuhr fort wie vom Wind geblasen.

«Und die Leute lassen ihre Aussteuern beim Meister machen, und man findet nicht einmal Arbeiter genug, denn es ist ein genaues und langsames Schaffen, und wer an die Maschinenarbeit gewöhnt ist, der hat nicht mehr genug Geduld. Ausdauer schon, wenn sie ein ganzes Gros von derselben Form ausschneiden müssen. Aber die Handarbeit muss einer gerne tun, muss sie lieb haben — die Maschinenarbeit macht den Menschen nicht zufrieden, Vater, das sagt der Meister immer.»

«Warum erzählst du mir das alles so ausführlich?» fragte Ruscht.

«Darum, weil ich beim Meister Möller gelernt habe. Ich habe die ganze Lehrzeit hinter mir. Die Grossmutter hat mich gleich am zweiten Tag hingeschickt, weil sie wusste, dass der Möller immer Lehrlinge suchte...»

«Ja, bist du nicht mehr auf die Schule gegangen, Roland?» fragte Ruscht ängstlich. «Erst erzähle ich dir fertig und dann sage ich dir die Antwort. Ja, und obgleich ich erst sechzehn Jahre alt war, hat mich der Meister doch eingestellt.» Triumphierend sah er den Vater an.

«Das glaube ich», sagte der Mann, der den Stolz verlernt hatte. «Einen starken, frischen und hübschen Burschen wie dich, was sollte er den nicht nehmen?»

«Ach was», sagte Roland. «Ja, und ein Jahr lang war ich dort als Lehrling, und die Grossmutter hat die Lehre bezahlt. Ich habe geschafft, das kannst du mir glauben. Und ein zweites Jahr habe ich als eine Art von Halbgesellen gearbeitet und im dritten machte ich mein Gesellenstück. Unser Meister ist altmodisch und verlangt, dass jeder jedes Jahr eine besondere Arbeit alleine fertig mache. Um dieses Extrastück kommt keiner herum. Der Meister macht auch keine Kontrakte. Er gebe sein Wort, sagt der Meister. Das genüge. Und ein Lump sei der, der sein Wort nicht halte. Er will *sehen*, was man kann, nicht lesen. Habe er es gesehen, so wisse er, was er von dem Kerl zu halten habe, sagt der Meister.»

«Du willst also zu ihm zurück?» fragte Ruscht mit seiner erloschenen Stimme von vorher.

«Eben nicht», freute sich Roland. «Eben gerade nicht! Das ist ja das Schöne und die Ueberraschung! Ich bleibe hier.» Er machte eine Pause, eine Spannungspause. Und ass zwei Teller voll Suppe leer, alles, was von

der Wurst da war, und Kartoffeln, und Ruscht war übergücklich, jemanden neben sich so essen zu sehen.

«Weisst du», fuhr nun Roland fort. «So ist die Sache: Der Meister hat doch ein zweites Geschäft hier in der Stadt, und der hiesige, der es führt, ist beim Meister Möller ausgebildet worden. Und das Geschäft läuft, und läuft gut und soll grösser werden, und da werde ich eingestellt. Der hiesige verlässt sich auf meinen Meister, weil der mich empfohlen hat und geschrieben, dass ich drei Jahre bei ihm gearbeitet hätte.

Wenn nun der hiesige nichts gegen mich einzuwenden hat, so auswendig meine ich, so als Mensch, so wird sich die Sache machen.» Er war sehr stolz. «Und Lohn gibt's genug, dass wir zwei daraus leben können und uns vielleicht jede Woche eine Putzfrau nehmen, die alles sauber macht.»

«Saubere?» fragte Ruscht. «Ist es dir vielleicht hier nicht sauber genug?»

Roland lachte laut.

Dreckig ist es, grau von Staub und die Fenster sind undurchsichtig. Und der Fussboden! Vater, du bist angeschmiert worden, wenn du der etwas bezahlt hast fürs Putzen.»

«Ich habe bezahlt», sagte Ruscht. «Ich sehe nicht mehr gut, Roland. Ich habe den Star, den grauen, zum Glück nicht den grünen.»

«Den Star hast du? Der muss raus. Das soll man ja operieren können?»

«Das kann man», sagte Ruscht.

«Und noch etwas habe ich dir sagen wollen, Vater. Du brauchst dich meiner nicht zu schämen, weil ich nicht weiter in die Schule gehen wollte. Ich bin in die Abendkurse gegangen und habe etwas gelernt. Beinahe jeden Abend ging ich hin.»

«Ach, Kind, was frage ich noch nach dem Wissen? Wissen! Und dass du die Schreinerei gelernt hast, ist wunderschön. So von Hand, wie die Urmenschen. Sehr schön.» Das Atmen machte ihm Mühe, so lebhaft hatte er gesprochen.

«Rechtschaffenheit — Roland, was meinst du, wieviel Zeit ich gehabt habe, um über die Rechtschaffenheit nachzudenken? Ein altmodisches Wort. Kaum gebraucht man es noch! Und ist solch ein eindringliches Wort. Alles andere ist nichts dagegen, nichts ist alles andere, wenn Rechtschaffenheit fehlt. Nur das *Eine* ist wichtig. Du weisst, was ich meine, Roland?»

«Ich weiss», sagte der Junge und sah vor sich hin, und wurde rot in seines Vaters Namen.

«Roland, mein Bub, dass du da bist! Ich kann's nicht glauben. Vielleicht werde ich wieder ein Mensch.» Es kam lebendige Farbe in sein Gesicht. Helligkeit lag auf der Stirne. Es regte sich sein Herz und wollte aufwallen.

«Ich fühle Glück, und ich fühle Freude», sagte er. «Und du sitzt da und issest mit mir. Lange habe ich allein essen müssen.» Roland stand auf und strich dem Vater über die Haare.

«Wie wär's, wenn wir von heute an von jener bösen Zeit nicht mehr reden würden? Und du nicht mehr daran denken würdest? Und ich ‚Sie‘ zu dir sagte?»

(Fortsetzung folgt)